

200 Jahre
Marx

Kalte Wut, kämpf!

Im Gespräch Dietmar Dath hat hundert Seiten über 200 Jahre Karl Marx geschrieben, und zwar so, dass es nicht reicht

Gemütliches Denken wird es angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Verhärtungen kaum richten, meint Dietmar Dath. Wie man heiße Wut in ungemütliche Theorie verwandelt, kann man von keinem besser lernen als von Karl Marx, dessen Philosophie Dath jetzt in aller Kürze auf den Punkt gebracht hat.

Der Freitag: Sie beschäftigen sich nicht erst seit gestern mit Marx und haben nun ein äußerst persönliches Buch über ihn geschrieben. Er hatte Sie, so schreiben Sie, im Alter von 15 überzeugt. Danach war es zu spät, von Marx „abzuspringen“. Wie kam es dazu?

Dath: An meinem Gymnasium gab es rechte und linke Lehrerinnen und Lehrer. Die rechten waren Horrorgestalten, die linken gescheiterte Achtundsechziger. Musste man so werden, war dies das Erwachsensein? Gab es nur die Wahl: entweder Gehorsam oder gebrochenes Rückgrat, entweder den immer gleichen Traditionsdreck oder orientierungsloser Jammer? Eine Marxistin, die nicht an der Schule lehrte, sondern im Leben, zeigte mir einen anderen Weg. Der stammte von Marx. **Ihr Buch „100 Seiten Karl Marx“ ist eine grundlegende Einführung in die Marx'sche Lehre. Ist das Buch ein Versuch, ein breiteres Publikum zu erreichen und für Marx zu begeistern?** Das Buch ist eine Auftragsarbeit für den Reclam-Verlag. Es soll Leuten genügen, die nur hundert Seiten zum Thema lesen wollen. Ich hoffe natürlich, es genügt ihnen nicht. Es ist ein bisschen so geschrieben, dass es nicht reicht. **Sie schreiben, Marx habe eine „andere Art, den Verstand zu**

benutzen“ Wie kommt man dieser Art auf die Schliche und was ist es, was wir im 21. Jahrhundert noch von ihm lernen können?



Dietmar Dath, Jahrgang 1970, ist Redakteur bei der FAZ, Science-Fiction-Autor, Popkritiker und „schlauester Kommunist des Landes“ (Ulf Poschardt). Zuletzt erschienen von ihm der Roman *Der Schnitt durch die Sonne* im Fischer-Verlag und der Band *Superhelden* beim Reclam-Verlag

Es gibt viele Menschen, die das Vorhandene abschaffen wollen. Und es gibt viele Menschen, die das Vorhandene geduldig und intellektuell diszipliniert verstehen und erklären wollen. Das sind nicht immer dieselben, sondern sogar kaum je. Marx war beides, also etwas Seltenes. Das hat Modellcharakter.

Marx erscheint in Ihrem Buch als „ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“. Sie schreiben über Einflüsse von Epikur, Smith, Hegel, Auseinandersetzungen mit Feuerbach und Sozialdemokraten. Was nur kurz erwähnt wird, ist das Private. Kann man Marx verstehen, wenn man private Einflüsse (Ehe, Kinder, Armut) vernachlässigt? Man kann niemanden nur vom Kopf her verstehen. Aber das Buch will ja nicht Marx verstehen, es will seine Lehre vorstellen. Der Name „Karl Marx“ ist die Marke, deshalb heißt das Buch so, zumal die einzige Alternative zum Titel „Karl Marx“ das Wort „Marxismus“ gewesen wäre, das er nicht mochte

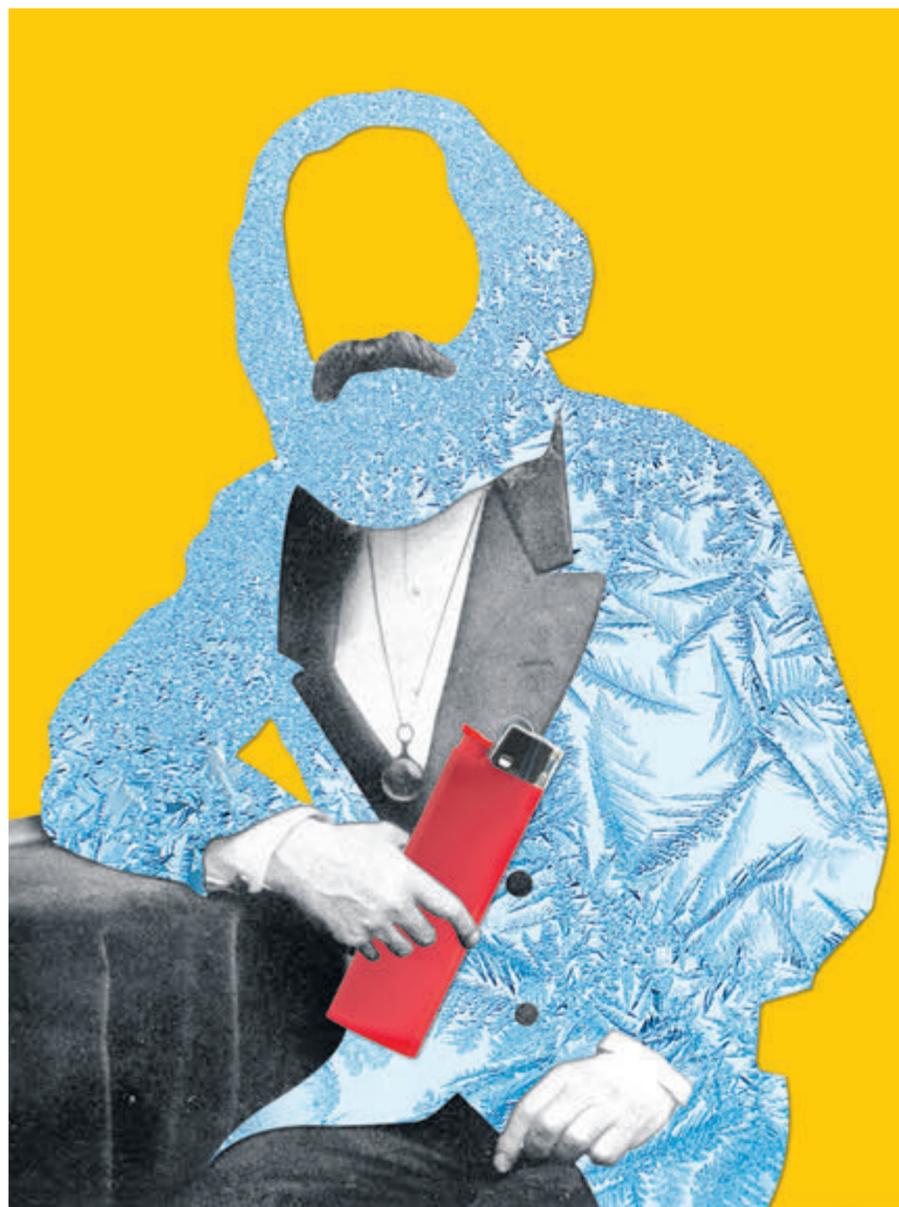


ILLUSTRATION: DER FREITAG; FOTO: ERWIN ELSNER/DPA

und das viele andere Leute außer ihm auch noch meint.

Sie unterscheiden zwischen kalter und warmer Wut. Warm ist zu gemütlich. Heiß. Die Wut ist heiß, wenn sie nicht denkt, nur wütet. Kalt ist sie, wenn sie sich Zeit nimmt, ihren Gegenstand zu zerlegen.

Die aktuellen gesellschaftlichen Verhärtungen brauchen sicher auch Analyse. Marx selbst genügt „Ideenscharmützel“ nicht: Geht politischer Kampf ausschließlich mit kalter Wut? Nein, ohne Hass auf das Unrecht kämpft niemand. Es geht um den Unterschied zwischen notwendiger und hinreichender Bedingung. Ohne heiße Wut kämpft man nicht, ohne kalte gewinnt man nicht.

„Nichts ist weniger interessant als die SPD, außer Fußball“

Selbst Kurt Beck lobt Marx, sozialdemokratische B-Promis erzählen, wie sie zu Marx gekommen sind. Heuchelei oder tatsächlicher Glaube der Sozialdemokratie, in seiner Tradition zu stehen? Mit Ausnahme von Fußball gibt es auf der Welt nichts, was ich weniger kenne und was mich weniger

interessiert als dieses idiotische Zeug der traditionsreichen Partei der Kriegskredite, der Ebert-Noske-Schweinereien, des Radikalerlasses, des NATO-Doppelbeschlusses, der Hartz-IV-Gesetze, des Jugoslawienkrieges und was man sonst noch alles bestimmt nicht bei Marx findet. **Dass Sie gerade in der „FAZ“ Artikel über Marx veröffentlichen, verwundert. Ist das auch ein Versuch, sich aus linken Gräben kämpfen herauszuhalten?** Die FAZ, wie jeder Rest der alten diegegenen bürgerlichen Öffentlichkeit, hält sich auf Pluralismus etwas zugute. Das kann man als Angebot sehen, über Dinge zu schreiben, die interessant sind, aber nicht immer bürgerlich. Ich schlage vor, man schaut sich

den jeweiligen Text an, vielleicht steht ja ab und zu was drin.

Ihr Buch ist dem Historiker Kurt Gossweiler gewidmet. Der steht nun ja für eine sehr orthodoxe Lesart im Zeichen des Marxismus-Leninismus. Was kann man von ihm konkret noch lernen?

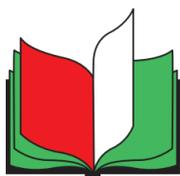
Es ist lustig, dass Sie nicht auf den Gedanken kommen, wofür Kurt Gossweiler sonst noch steht. Er steht für die DDR. Er steht dafür, dass es Staaten mit sozialistischem Anspruch gab. Der Mann wurde 1917 geboren und ist 2017 gestorben, man kann sich bei diesen Zahlen einiges denken. Wer die erste Zahl vergisst, schneidet Erfahrungen ab, die nicht unerheblich sind für die Fragen der Gegenwart an das Schicksal der Lehre von Marx.

Wer sich neben dieser Sichtweise noch stark und konkret auf Marx bezieht, ist die Radikale Linke: Sehen Sie hier Stärken oder Schwächen in der Auseinandersetzung mit Marx beziehungsweise welche Form radikaler Politik braucht es im Anschluss an Marx heute?

Man organisiert sich und lernt von Fehlern und kleinen Erfolgen. Dann werden sie vielleicht größer. Das klingt mager, aber Theorie kann Praxis nur unterbrechen und neu gruppieren, nicht ersetzen. Ich habe manchmal den Eindruck, von Theorie wird erwartet, sie solle endlich mal sagen, wie die richtige, die garantiert siegreiche Praxis aussieht. Das ist ein Missverständnis nicht nur von Theorie und von Praxis. Das ist ein Missverständnis von überhaupt allem.

Karl Marx. 100 Seiten Dietmar Dath
Reclam 2018, 100 S., 10 €

Die Fragen stellte **Christopher Wimmer**



Sachlich richtig Erhard Schütz lässt sich vom miesepetrigen Morgenstern nicht beirren und bestaunt Musil beim literarischen Boxkampf

Robert Walser ist ohne Zweifel der sauberste, modernste Autor Berlins

Ein ordentlicher Mensch hat Zwiepsälte und Widersprüche, gemischte Gefühle und wandelbare Lauen. Sowohl als auch; weder noch; teils, teils oder je nachdem: Ambivalenzen. Die sind eher Normalausstattung, es sei denn, man wolle als Zwangscharakter, AfDlerin, Stalinist oder Islamistin unbedingt in Einseitigkeit erstarren. Wenn man nun einem Autor wie Robert Walser Ambivalenz attestiert, dann klingt das wie Eulen nach Athen und Feuerwaffen nach USA zugleich. Der Begriff wirke, schreibt Peter Utz, wie ein „Hubstapler, mit dem man zwar Begriffsplatten auftürmen oder verschleiben, aber keine Wortstecknadeln aufheben kann“. Doch zeigt der Virtuose der Walser-Deutung: Es kann nützlich sein, einen geläufigen Begriff einmal exemplarisch systematisch anzusehen. Im Doppelpack: auf den Begriff, der

1910 in der Schweiz das Licht der wissenschaftlichen Welt erblickte, wie auf Walsers diverse Verfahren. Geradezu polyvalent: die Paarung von Geschwätzigkeit und Sprachscham, die Benjamin bemerkte, Komplimentieren als Frechheit, Heldenschmäh als Selbstbehauptung, aufdringliche Dezenz, Unterwerfung als Beherrschung, das Schweifende und das Pointierte, das Umschreiben und Um-Schreiben, oder das „Zweibedeutige“, das Reto Sorg in einem schönen Aufsatz entfaltet. Man wird von Altmeistern und Novizinnen der Walserei an die Hand genommen und zu ihm verführt.

Dazu passt, dass in der *Kritischen Ausgabe sämtlicher Drucke und Manuskripte* die der *Neuen Rundschau* dran sind, Veröffentlichungen zwischen 1903 und 1914, Berlin. „Nein, ich könnte nirgends

anderswo fest wohnen als in Berlin.“ Denn: „Berlin ist allen übrigen deutschen Städten eben einmal voran in allen Dingen. Es ist die sauberste, modernste Stadt der Welt.“ – ließ er 1909 den Papa der Kleinen Berlinerinnen sagen. Vier Jahre später ging er doch in die Schweiz zurück, von wo aus er unter anderem das geniale „Stückli“ übers Spazieren lieferte. Feine Feuilletons, die er noch von Berlin aus schrieb, sei es über den Markt, sei es über eine Ballonfahrt, über einen Park oder einen Dinneabend: Abgebildet ist ein Eintrag ins Gästebuch des Verlegers Samuel Fischer: erst die renommierten Damen Gabriele Reuter und Helene Stöcker, dann Großkritiker Otto Brahm und allerlei großmännliche Männer. Ganz unten, miniaturlich gequetscht Walser – wie er das liebte. Morgenstern neidete Walser das seinerzeitige Interesse

der *Neuen Rundschau*: Was der sich da „zusammenklütert“, nölt er, ist „schauderhaft“. Die Leser haben's anders entschieden. Jedenfalls haben wir da einen weiteren, der so rundum perfekt gemachten Bände der Walser-Ausgabe!

Wo heute der schmalbrüstigste Feuilletonist – aber gibt's den, wo alle in die Muckibude gehen? – beim Smalltalk hochexpertisch über Fußball brilliert, war es in den zwanziger Jahren das Boxen, das nicht nur die Massen, sondern massenhaft Literaten begeisterte. Herren wie Brecht oder Musil nahmen ebenso Boxunterricht wie Dame Vicki Baum. Vor allem schrieben sie drüber. Trivialere, längst vergessene Autoren meist ganze Romane, Kästner wie Roth, Klambund wie Tucholsky eher Erzählungen, Feuilletons, Gedichte. Heinrich Mann ließ einen Boxer durch

Die große Sache toben; in Leonhard Franks *Ochsenfurter Männerquartett* ging's von der Gassen-schlägerei zum Profispektakel. Boxen sickerte in die Metaphorik ein: Neusachliche Literatur, so Kurt Pinthus, sei „hart, zäh, trainiert, dem Körper des Boxers“ gleich. Benn glorifiziert die „Muskelseele“, spottet aber auch über das „Arenageheul einer Boxerzivilisation“. Boxer sind Kraftmenschen und Körperkünstler, Vorbild für Schlagkraft, Reaktion und Präzision, mal tayloristische Maschinenmenschen, mal Vorbild für individuelle Durchsetzungskraft. Boxkampf ist Lebenskampf. Zusätzlich ist man natürlich von den Zuschauermassen fasziniert, von der quasireligiös „kochenden Volksseele“. Wolfgang Paterno hat in einer mächtigen Studie das Verhältnis von Literatur und Boxen in jenen Jahren rekonstruiert,

umfassend, gründlich, minutiös belegt und doch gut lesbar. Seine Champions sind zweifellos Brecht und Musil. Brecht sieht die „Ambivalenzen“ von Antiburgeoisem und Kapitalbetrieb, eine „komplexe Organisationsform des Sozialen“. Bei Musil, dem seine Exegeten gerne sportive Figur und Disziplin andichteten, wird der Mann ohne Eigenschaften zum „Daseinssportler“. Punktsieg.

Robert Walsers Ambivalenzen. Kurt Lüscher, Reto Sorg, Bernd Stiegler, Peter Stocker (Hrsg.), Fink 2018, 229 S., 59 €

Drucke in der Neuen Rundschau. Kritische Ausgabe sämtlicher Drucke und Manuskripte. Robert Walser
Stroemfeld/Schwabe 2017, 245 S., 78 €

Faust und Geist. Literatur und Boxen zwischen den Weltkriegen. Wolfgang Paterno
Böhlau 2018, 400 S., 50 €